

Das Epigramm. Ein Lustspiel in vier Akten. Leipzig: Paul Gotthelf Kummer 1801. (238 S.)

EDA: Wien, Burgtheater, 25.09.1798.

August Warning hat vor Jahren als junger Mann satirische Epigramme auf verschiedene Personen, darunter auch die Frau des Kanzleidirektors Löwe verfertigt und musste deshalb das Land verlassen. Nun kehrt er, gereift und gebildet an Charakter und Geist, zurück, um doch noch die Hand von Karoline, Löwes Tochter aus erster Ehe, zu gewinnen. Die anhaltende Feindschaft von Frau Löwe versucht er zu überwinden, indem er unter falschem Namen als Arzt ihren blinden Sohn Eduard heilt. Doch erst als sich zudem herausstellt, dass er für eine von ihm verfasste kameralistische Reformagenda vom Fürsten zum Geheimen Kammerrat ernannt wurde, ist der Widerstand gebrochen. August verspricht, nie mehr Verse zu machen, und darf Karoline heiraten. Ergänzt wird diese Zentralhandlung durch mehrere, ebenfalls rührende Nebengeschichten. Diese betreffen etwa das Liebesverhältnis zwischen Augusts Schwester Friederike und Eduard sowie den Hauptmann Klinker, der auch gern geheiratet hätte – zuerst Karoline und dann Friederike –, aber August aus früheren Jahren als seinen Lebensretter verehrt und schließlich Verzicht üben muss.

Die Gesamtanlage des Stückes ist höchst sentimental. An einigen Punkten erschien dies auch den Zeitgenossen überzogen. Heinsius schreibt in seiner Rezension in der Zeitschrift *Denkwürdigkeiten und Tagesgeschichte*



der Mark Brandenburg sarkastisch: »Desto mehr aber quält er uns mit dem Blinden, der auf dem Theater umher geführt wird [...]. Wahrscheinlich wird Hr. v. Kotzebue nun auch bald einen Menschen ohne Füße auf dem Theater herumrutschen lassen, und auch wohl einen Arzt zu finden wissen, der die Füße wieder ansetzen kann«.

Ergänzt wird diese Anlage durch einige komische Figuren – so etwa durch den geistig beschränkten Kammerrat Hippeldanz, der allein auf sein leibliches Wohl bedacht ist und der seine mit der Stiefmutter bereits vereinbarte Verlobung mit Karoline gern für Augusts Reformagenda »verkauft«: Er hatte im Auftrag des Fürsten selbst eine schreiben sollen, war aber daran gescheitert. Der Betrug fliegt am Ende auf, und der Lohn der Beförderung geht doch an den wahren Urheber. Das Interesse des Kanzleidirektors Löwe hingegen ist vollständig auf das Juristische beschränkt, während er alles, was seine Familie und damit auch das Glück seiner Kinder

betrifft, mit der stets wiederholten Wendung, dies sei »nicht mein Department«, vollständig seiner Frau überlässt. Die komische Potenz des Epigramms selbst wird nur am Anfang und am Ende ausgespielt. Der Witz besteht hier vor allem darin, dass Frau Löwe zwar immer wieder seine Furchtbarkeit beschwört, zugleich aber ebenso oft verhindert, dass es wörtlich zitiert wird. Dem Zuschauer bleibt somit bis zum Schluss der eigentliche Grund des Zerwürfnisses verborgen.

Früh wurde auf einen autobiographischen Bezug hingewiesen, da Kotzebue, der mit der Hauptfigur nicht umsonst den Vornamen teilt, als junger Mann nach einer Reihe von Spottgedichten seine Geburtsstadt Weimar hatte verlassen müssen. Die im Stück beschworene Läuterung und das Versprechen, nie wieder (Spott-)Verse zu machen und »jeden Narren seine eigne Straße wandeln« (II, 10) zu lassen, ist aber natürlich nicht übertragbar, wurde doch nur ein Jahr nach der Uraufführung mit dem *Hyperboreischen Esel* Kotzebues schärfste satirische Attacke auf die Romantiker publiziert.

1803 erschienen anonym die Salomon Friedrich Merkel zugeschriebenen *Postscripte oder das epigrammatische Gastmahl des Herrn von Kotzebue. Ein Gedicht in 2 Gesängen*, in denen ein Epigrammwechsel mehrerer Personen während Kotzebues Aufenthalt in Berlin beschrieben wird, in den dieser auch selbst verwickelt war. Anders als etwa im Goedeke behauptet, gibt es jedoch keinen konkreten inhaltlichen Bezug zum Stück *Das Epigramm*.

August Ferdinand Bernhardi: Rez. in: Berlinisches Archiv der Zeit, 1799, 5. Jg., Januar, S. 72f. • Theodor Heinsius: Rez. in: Denkwürdigkeiten und Tagesgeschichte der Mark Brandenburg, Bd. 6, Jul.–Dez. 1798, S. 1436–1441. • Friedrich Rambach: Rez. in: Jahrbücher der preußischen Monarchie, 1799, 2. Jg., Januar, S. 67–71. • Denis, Bd. 3, S. 1053–1087. • Gebhardt, S. 79–81. • Karl Goedeke: Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung, Bd. 5, Abtl. 2. Dresden 1893, S. 280. • Maurer, S. 145f. et passim.

Stephan Kraft